

„Ein Missionar unter Löwen“ und andere Merkwürdigkeiten
Lesefrüchte zum Gebrauch des Wortes „Mission“ in der Zeitung
Joachim Wietzke zum Abschied aus dem NMZ

„Wer nach dem Stellenwert von Mission in unseren Kirchen fragt, stößt auf einen widersprüchlichen Tatbestand“, schrieb Joachim Wietzke in der Einleitung zu dem von ihm herausgegebenen Buch *„Mission erklärt. Ökumenische Dokumente von 1972 bis 1992“*. Da gibt es zum einen viele Christen, die mit „Mission“ nichts mehr anfangen können, gar auf das Wort verzichten möchten, und da gibt es zum anderen doch Initiativen und Programme zum „missionarischen Gemeindeaufbau“. Angesichts dieser Situation und auch der selbstverständlichen Rede der meisten Christen und Christinnen im Süden über Mission ist das „Erklären von Mission“ zu einem der Lebensthemen von Joachim Wietzke geworden.

An dieser Stelle soll nicht der Versuch unternommen werden, Mission zu erklären. Vielmehr geht es ganz einfach darum, ein paar Lesefrüchte zum Gebrauch des Wortes Mission in der Zeitung zusammenzutragen. So etwas zu tun – hier geschieht es mit Hilfe von 10 Jahren *„Süddeutscher Zeitung“* (SZ) auf DVD, in der sich mehrere Tausend Belege für das Stichwort Mission finden – kann sehr kurzweilig und amüsant sein, kann aber auch nachdenklich machen und das eigene Sprechen über Mission noch einmal neu herausfordern.

Ein Feld, in dem sich Missionssprache findet, ist die *Welt des Sports*. So werden Trainer und Trainerinnen - ob im Fußball oder beim Turnen, im Schwimmsport oder im Tennis - immer wieder als Missionare bezeichnet oder als Leute mit einer Mission. Fußballvereine haben, je nach Qualität, die „Mission Klassenerhalt“ oder die „Mission Titelverteidigung“. Manchmal, wenn der Verein schon in den Abstiegsrängen trudelt und ein neuer Trainer als Retter her muss – ein „Missionar“, der verrückt und begeistert genug ist, einen solchen Job zu übernehmen - scheint es eine „Mission Impossible“ sein, in vielen Fällen ist sie zumindest „problembeladen“. Auch deutsche Tennisspieler haben eine Mission – den Gewinn des Davis-Cups –, und Trainer bei den Turnern oder Schwimmern haben die Mission, ihre Schützlinge zu den Olympischen Spielen und dort möglichst zum Sieg zu bringen. Manchmal entdeckt man auch Sportler ganz neu, wenn ihnen die Zeitung den Titel „Missionar“ zuschreibt. So etwa Henry Maske, den man mit dem publizistischen Mainstream bisher für einen „Gentleman“ im Boxsport hielt, den die SZ aber in einem großen Artikel vom 10.10.1994 – „Ein Missionar, der zur Kultfigur geworden ist“ – zu einem „Missionar“ aufwertet. Maske wollte nämlich das Image des Berufsboxens ändern: „Sir Henry... zieht von Ort zu Ort, predigt das Faustrecht in seiner edlen Form und bekehrt Leute, die Boxen für ungefähr so schrecklich gehalten hatten, wie den Kommunismus.“

Schon in einen Grenzbereich zur *Politik* geht es, wenn von „Mission“ der deutschen Fußballnationalmannschaft in Israel oder Südafrika gesprochen wird. „Die Mission der Botschafter“, so ein Titel vom 28.2.97, bei einem Freundschaftsspiel ist heikel, weil man ja nicht nur guten Fußball spielen soll, sondern auch das Land zu vertreten und für Deutschland Werbung machen möchte. Und solche Fußball-Missionare muss man entsprechend vorbereiten, damit sie sich in den „historischen Abgründen“ zurechtfinden, „die sich in Israel für deutsche Staatsbürger auftun“. Und natürlich haben auch Sportfunktionäre selbst eine Mission: „Eine Mission am Nürburgring“ etwa will die Formel I zurück in die Eifel holen.

Im Blick auf die *internationale Politik* ist oft von der Mission die Rede. Da gibt es, ganz entsprechend dem englischen Sprachgebrauch, zahlreiche militärische, aber auch humanitäre Missionen und auch Friedensmissionen. Nicht nur UNO-Truppen sind unterwegs, sondern

auch einzelne Politiker haben eine Mission oder führen sich als Missionare auf – im guten und im schlechten. Manchmal sind die Überschriften dabei etwas kryptisch, manchmal signalisieren sie Zustimmung, nicht selten aber auch Kritik oder Spott und Belustigung; die Sprache bleibt schwebend, was mit dem bei den Medien so beliebten Spiel mit der nach Aufmerksamkeit heischenden Ambivalenz zu tun haben dürfte. Wer weiß heute noch, dass „Die Mission des gepanzerten Pelikans“, so ein Titel in der SZ vom 25.3.97, ein Hilfskonvoi für Albanien gemeint war, der im Zusammenhang einer EU-Hilfsaktion für Albanien unter dem Namen „Pelikan“ auf den Weg geschickt worden war. Bei der „Mission in das verbotene Land“, von der am 9. 5.2003 die Rede ist, ist nicht etwa christliche Mission in Saudi-Arabien im Blick, sondern es geht um einen Besuch von Mitarbeitern der Weltgesundheitsorganisation (WHO) in Taiwan, eines der am schwersten von SARS betroffenen Länder, das es aber - wegen der problematischen Geschichte mit China - bei der WHO offiziell gar nicht gibt oder geben darf. Auch einzelne Politiker sind immer wieder mit einer Mission unterwegs, oftmals die Außenminister verschiedener Länder, aber auch Staatsmänner wie Nelson Mandela, Je nachdem ist diese Mission – manchmal ganz ähnlich wie bei James Bond – „heikel“, „delikat“, „gefährlich“, „prekär“, „schwer“.

Geht es bei dieser Verwendung des Begriffs um bestimmte Aktionen, zeitlich und räumlich bestimmte Aufgaben und Maßnahmen – ähnlich wie bei James Bond, der im Auftrag Ihrer Majestät handelt, oder auch wie bei den zahlreichen „Missionen im Weltraum“, über die die Zeitung selbstverständlich berichtet - , so kann der Begriff der Mission auch in etwas Habituelles übergehen. Aus Menschen werden dann „Missionare“, die mit einer bestimmten Überzeugung und dazu zumeist auch einer gewissen Leidenschaft für etwas eintreten, dafür werben, sich dafür aufopfern. Man ist nicht überrascht, dass vor allem George W. Bush nicht nur als ein Politiker dargestellt wird, der militärische Missionen erwägt, anordnet und durchführt, sondern der nicht weniger als ein „Missionar“ ist, weil er seine Politik mit religiöser Überzeugung begründet. Bekehrt im Alter von 39 Jahren hat Bush, so wird etwa in einem Artikel mit der Überschrift „Missionar Bush missbraucht den Glauben“ geschrieben, das Erbe und den „Gestus der Zeltmissionare und der Wanderevangelisationen des Great Awakening“ der USA übernommen und versucht nun, „seine Mission als göttlichen Auftrag darzustellen“. Aber auch Lea Rabin ist eine Missionarin geworden, die „Witwe mit einer Mission“ – so der Titel eines Berichtes –, die sich für Verständigung zwischen Israelis und Palästinensern einsetzt. Harry Wu's „Mission, in deren Dienst er sein Leben stellt, ist die Anklage des chinesischen Straflagersystems – eine „verzehrende Mission“, wie die SZ findet. Es gibt auch Menschen mit einer „ungewöhnlichen Mission“, so etwa den griechisch-orthodoxen Mönch Pavlos Politis vom Berg Athos, dessen „ungewöhnliche globale Mission“ – und „Leidenschaft“, wie später erläutert wird – die Restauration von Ikonen ist. Und auch Leo Kirch hat eine Mission – „Ich bin ein gläubiger Mensch. Aber ich bin auch Kaufmann“ -, in der Wirtschaftsinteresse und religiöse Motive sich verbinden. Er will nicht nur Bibelfilme verkaufen, sondern damit auch einen Beitrag zur „Rückbesinnung auf die christlich-jüdische Welt im eigenen Land“ leisten.

Auch Länder, Gruppen, Stiftungen oder Einrichtungen können eine Mission haben. Etwa die Bayerische Landesstiftung, deren „demokratische Mission“ nach Edmund Stoiber ein „segensreiche(s) Wirken“ bedeute. Fördervereine für Hochschulen werden als „Gönner in eigener Mission“ entlarvt

Es gibt aber selbstverständlich auch zahlreiche Beiträge, in denen die *religiöse Dimension* von Mission zur Sprache kommt. In einer Vielzahl von Belegen werden zum kirchliche Debatten, Maßnahmen, Initiativen oder Diskussionsprozesse dokumentiert und kommentiert,

wobei sich gerade hier immer auch das Selbstverständnis der Zeitung oder der Journalisten und Journalistinnen spiegelt.

„Proteste gegen `Mission`“ titelte die SZ im Sommer 1996. Gemeint war damit eine von der Jungen Union angeführte bundesweite Protestaktion gegen den Kinofilm „Mission Impossible“ mit Tom Cruise. Dabei ging es nicht um die Qualität des Films, sondern um den Film als Werbeträger für die sog. Scientology-Sekte. Ausgeleuchtet wurde damals die Missionsstrategie der Scientology unter den Hollywood-Größen - gewissermaßen eine der modernen Glanz- und Glamourwelt des Medienzeitalters angepasste Missionsstrategie -, die für die Kritiker nichts anderes als „Werbeträger eines menschenverachtenden Kartells der Unterdrückung“ sind.

Aber es gibt auch – bei der Seriosität der SZ auch nicht anders zu erwarten – zumindest eine neutrale, wenn nicht positive und zustimmende Wahrnehmung von Mission. Anhand einer Ausstellung des Jesuitenordens kann man titeln: „Mission ist möglich“; man berichtet, dass der Lutherische Weltbund in einer „schwierigen Mission“ ist, wenn er seine Vollversammlung in Hongkong durchführen will und dabei über Menschenrechte in China nicht schweigen möchte. Zum Tode Mutter Teresas würdigt man diese zerbrechliche und doch so energetische „Missionarin“, die eine in diesem Jahrhundert wohl mit keiner anderen Frau „vergleichbare religiöse Ausstrahlung“ hatte. Öfter wird über Maßnahmen und Programme der „Inneren Mission“ der evangelischen Kirche in Bayern berichtet, und auch die Heilsarmee kommt gelegentlich vor, etwa in anrührenden, liebevollen Beschreibungen ihrer Mission unter Obdachlosen, wo sie mit „Suppe, Seife, Seelenheil“ und „missionarischem Eifer“ tätig ist. Man liest darüber, dass drei evangelische Bayern „auf Mission“ nach Thüringen gehen, wo sie eine Kommunität gründen wollen, und auch, dass ein bayrischer Benediktiner, der bisher „in der Mission“ in Südkorea tätig war, jetzt in China ein Krankenhaus aufbauen will. „Der schwarze Jack aus Papua“, ein Austauschpastor in der Bayrischen Landeskirche, ist für die SZ ein Beleg dafür, dass – wie das Bayrische Missionswerk in Neuendettelsau meint, das hier zitiert wird – „Mission keine Einbahnstraße“ mehr ist. Und eine katholische Pfarrgemeinde entdeckt die „Mission nach innen und außen“ ganz neu, indem sie an alte Traditionen der katholischen Volksmission – mit Glaubenskursen und Lichterprozession - erinnert. Und die erste Online-Pfarrerin der Bayrischen Landeskirche hat eine „Mission mit Bits und Bibel“.

Aufmerksamkeit, aber doch auch eine gewisse Verwunderung, manchmal auch ein gewisses Erstaunen, gibt es immer da, wo kirchenleitende Persönlichkeiten sich einmal zum Thema Mission äußern. Mit Süffisanz wird gerne aufgespießt, wenn Kardinal Meißner aus Köln sich wieder einmal über die „Wehleidigkeit“ der Kirche auslässt, die ihre eigenen Fundamente etwa dadurch verrate, dass sie „Seelsorge zu Psychotherapie, die Mission zur Entwicklungshilfe, die Caritas zur Sozialarbeit“ und den „Gottesdienst zur liturgischen Folklore“ verdreht habe. Dem Papst wird immer wieder bescheinigt, dass er eine Mission und Sendungsbewusstsein habe; mitunter wird ihm sogar „missionarische Phantasie“ nachgesagt, allerdings nicht immer ohne Kritik.

Erstaunen rief hervor, dass Papst Johannes Paul II. im Jahre 1997 ausgerechnet die heilige Stadt Rom zum „katholischen Missionsgebiet“ erklärte und 12.500 engagierte Katholiken, ausgerüstet mit einer Taschenausgabe des Markus-Evangeliums und einem Begleitbrief in sämtliche Haushalte der 3,5 Millionen Einwohner zählenden Stadt Rom entsandte. „Eine nie dagewesene Mission hat begonnen“, heißt es, die im Zeichen des „großen Jubiläums des dritten Jahrtausends“ steht.

Die Debatte über die Aufgabe der Mission in Deutschland, die die EKD-Synode im November 1999 geführt hat, kommt in der SZ ganz positiv weg. Berichtet man unter der Überschrift: „Kirche will stärker missionieren“ noch relativ neutral, geht man in Kommentaren dann etwas näher darauf ein. Unter dem Titel: „Alte und neue Missionen“ heißt es zunächst: „Mission“. Da schaudert auch mancher Christ und denkt an zwangsbekehrte Juden, an genötigte, statt überzeugte Afrikaner. Oder an fröhliche Menschen, die anderen Menschen erklären, dass es diesen schlecht ergehen werde, wenn sie sich nicht zum richtigen Glauben bekehrten.“ Aber es wird zugestanden, dass es zum „Wesen des Christentums gehört, die Botschaft Jesu möglichst vielen Menschen zu verkünden“, auch wenn „die Christen ihre Bemühungen“ immer wieder „selbst diskreditiert“ haben. Mission hat durchaus ihr Recht, und man anerkennt zumindest, dass man in der EKD gegen ein klischeehaftes, aggressives Missionsverständnis ist. Wie die Kirche allerdings missionarisch sein will, kann die Zeitung nicht so recht entdecken: „Zur Offensive reicht es nicht“, sondern es sei eher um eine „interne Stimmungshygiene“ gegangen. Die „Gefahr“, dass die Kirche „eine Insider-Kultur“ entwickle, sei auch durch diese Synode noch nicht gebannt.

In manchen Artikeln, die auf kirchliche Diskussionen zur Mission eingehen, merkt man nicht nur die Distanz, die Journalisten zu dieser Problematik haben. Auch die Repräsentanten der Kirche, die zu Wort kommen, ringen nicht selten damit, sich verständlich zu machen und ihr Verständnis von Mission gegen allgemeine Vorurteile abzugrenzen. Zwei Beispiele mögen das erläutern. Unter der Überschrift „Mission ohne Missionierung“ wird über die Gründung der ersten evangelischen Gesamtschule in NRW berichtet. Irgendwie spürt der Journalist, dass die Schule durchaus eine „Mission“ hat, die dann auch beschrieben wird. Aber der Schulleiter muss sich doch gegen Mißverständnisse wehren: „Wir sind keine völlig andere Schule und auch keine Missionsanstalt“ und: „Wir wollen nicht missionieren“.

In dem „Missionare im Verborgenen“ überschriebenen Artikel vom 22.11.2003 geht es um einen Bericht über die Einrichtung eines „Instituts zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung“ an der Universität Greifswald. Man merkt dem Journalisten an, dass er Zweifel hegt an dem, was da getrieben werden soll, wie schon die Überschrift zeigt, die subversive Tätigkeit im Osten suggeriert. Die Rede ist dann vom Abwärtstrend der Kirche, den „professionelle Missionare“ stoppen sollen. Man wolle „Methoden entwickeln, um zeitgemäß zum christlichen Glauben zu bekehren“; die „modernen Missionare“, die in diesem Institut ausgebildet werden, „werden bald bereit sein“ für ihren „schweren Job“, den sie mit „einem Mix aus Bibelarbeit und Betriebswirtschaft“ ausfüllen sollen. Die Protagonisten des Instituts werden zitiert, und sie scheinen zuzugestehen, dass es nicht ganz leicht ist, über Mission zu reden. Der „belastete Begriff Mission“ sollte „möglichst vermieden werden“, sagt da Michael Herbst: „Das ist ein krankes Wort, das nach Kampfsport klingt, bei dem Heiden niedergerungen werden sollen“. „Wie abschreckend der Job Missionar wirken kann, weiß auch Bischof Abromeit“, wird da gesagt, denn „wer heute über Mission redet, betritt einen verwilderten Garten“ – unversehens entdeckt man hier eine eigene Formulierung aus dem Lesebuch der EKD-Synode 1999 zur Mission -, aber es gehe eben doch darum, „sich auf dem religiösen Markt der Gegenwart missionarisch aufzustellen“. Man würde sich wundern, wenn die Presse gegen solche Missionsstrategen nicht auch noch einen anderen Theologen zitiert, der dieses Gerede von Mission ganz furchtbar findet. Hier ist es Wilhelm Gräß, Praktischer Theologe in Berlin: „In meinen Augen ist das ein Ladenhüter aus der Erweckungsbewegung des 19. Jahrhunderts. So geht das heute nicht mehr. Allein schon bei dem Wort Mission nehmen die Leute Reißaus.“

Man könnte die Beispiele mühelos erweitern. „Aber was lernt uns das?“, könnte man zum Schluss fragen. Die Antwort kann hier nicht gegeben werden, doch sei zumindest gesagt, dass

der Begriff der Mission offenbar in Bewegung ist. In der Zeitung wird er verwendet, auch wenn sich hier im Blick auf die christliche Sprache zeigt, dass wir mit unseren Versuchen, (christliche) Mission zu erklären, noch immer nicht sehr weit gekommen sind, dass es aber interessant sein kann, sich in diese öffentlichen Debatten einzumischen.

Ach ja: Wie war das mit dem „Missionar unter Löwen“, wie der Titel eines langen Artikels vom 30. September 1997 lautete? Die „Löwen“ sind der Fußballverein TSV 1860 München, der neue Missionar, der neuen Schwung und Begeisterung in die etwas lahme Truppe bringen sollte, war Abédi Ayew, genannt Pelé aus Ghana, bis dahin dreimal Fußballer des Jahres in Afrika, ein Mann mit „weltmännisch geschliffene(n) Manieren“, der fließend vier Sprachen spricht und noch dazu bekennender Muslim ist. Zumindest für eine Zeit konnte er seine Kollegen mitreißen.

Pastor Dr. Klaus Schäfer war im Evangelischen Missionswerk in Deutschland (EMW) tätig und folgte Joachim Wietzke als Direktor des Nordelbischen Missionszentrums (NMZ) in Hamburg.